



Der Störfall

Text: Wolfgang Bauer, Fotos: Maxim Dondyuk, „Zeit Magazin“ 38/2022

Noch nie wurde in einem Krieg um Atomkraftwerke gekämpft – bis jetzt in der Ukraine. Auch über das AKW Juschnoukrajinsk fliegen immer wieder russische Raketen. Als erste westliche Journalisten überhaupt konnten unsere Reporter den Alltag der Menschen im Werk und der benachbarten Stadt begleiten

Im Kontrollraum üben Mitarbeiter der Reaktorwarte mögliche Notfallsituationen

„Die Menschheit ist verrückt geworden.“

Leitender Ingenieur, Kernkraftwerk Saporischschja

Es ist zunächst ein einzelnes Klingeln. Einsam ertönt es im Innern des fensterlosen Raumes, in dem bislang nur das gleichmäßige Rauschen der Klimaanlage zu hören war.

Rrring.

Es klingt harmlos wie der Klingelton eines alten Festnetztelefons. Nach wenigen Sekunden, aus einer anderen Richtung, kommt ein blechernes Hupen dazu, ein zweites Hupen bald, lauter als das erste, dann ein Schrillen von rundherum, aus allen Richtungen, hoch und stechend, ein Geräusch, das nicht überhört werden will. Es kreischt plötzlich aus allen Wänden.

Sieben Männer in beige Uniformjacken stehen vor Wänden aus Metallpaneelen. Sie sehen auf ein Labyrinth aus Linien und Leuchtdioden. Einer von ihnen schlägt auf einen Knopf und stellt damit den Alarm auf stumm. Sofort wird es still. Wieder hört man nur das Rauschen der Klimaanlage. „Wir sind nicht mehr mit dem Netz verbunden!“, ruft ein anderer. Immer mehr Signallichter schalten von Grün auf Rot. Die Wände sind bestückt mit ihnen, mit Hunderten Schaltern, Knöpfen, Anzeigen, Leuchtfeldern, winzigen Lämpchen.

„Wir haben eine Stunde“, sagt der, der eben gerufen hat, der Schichtleiter im Atomkraftwerk Juschnoukrajinsk im Süden der Ukraine. Eine Stunde, die ihm und seinen Technikern im Kontrollraum bleibt, um den Kontinent vor einer der größten Nuklearkatastrophen seit Tschernobyl zu bewahren.

Der Direktor Ihor Polowytsch, 46, steht in einer Beobachtungskanzel aus Glas und schaut auf die sieben Reaktorfahrer. Ein stämmiger Mann, der als Jugendlicher in einer Kohlemine gearbeitet hatte, die Wangen rot, die Haare schweißnass.

Jeder der Reaktorfahrer im Kontrollraum hat seine Aufgabe, jeweils zwei Mann steuern den Reaktor, zwei die Pumpen, zwei die Turbine, die den Strom erzeugt. Normalerweise sitzen sie hinter Computermonitoren, jetzt sind sie aufgesprungen, laufen vor ihren Instrumenten auf und ab. Es ist eine stille Hektik. Sie reden selten, und wenn sie reden, dann in Codes, der Sprache der Atomtechniker. ZGIS, MOVTO, BSHCHU, SIUR.

In Sekunden muss die Reaktorleistung gedrosselt und das Tempo der Kernspaltung reduziert werden. Ohne die Anbindung ans Stromnetz kann die vom Reaktor erzeugte Energie nicht abfließen. Dann droht sie den Generator zu zerstören und die Turbine. Am Ende würde dem Reaktor selbst der Strom fehlen, um die Wasserpumpen zu betreiben, die ihn kühlen. Die Folge wäre eine Kernschmelze. Das System, das durch den Stromausfall aus der Balance zu geraten droht, wird durch die Männer im Kontrollstand allmählich durch viele kleine Handgriffe stabilisiert, durch das feine Abstimmen von Spannungswerten, Frequenzen, Wasserdruck, Dampfgehalt, Öldruck und Temperaturen.

Der Störfall ist dieses Mal nur eine Übung, der Alarm lärmt heute nur im Simulator. Polowytsch hat seine Ingeni-

eure angewiesen, einen Notfall zu simulieren, wie er sich Tage zuvor im Kernkraftwerk Saporischschja ereignet hat, ebenfalls im Süden der Ukraine. Seit Monaten ist jenes Kraftwerk von russischen Truppen besetzt. Dort waren alle Hochspannungsleitungen, die es mit dem Stromnetz verbinden, durch Beschuss gekappt worden. Es ist unklar, wer geschossen hat, die ukrainische oder die russische Seite. Immer wieder beschädigen Granaten Teile des AKW, ein Drama, das weite Teile Europas in Gefahr bringen kann.

Nach 40 Minuten haben die Reaktorfahrer im Simulator die Situation unter Kontrolle gebracht, und der Direktor verabschiedet sich in die Mittagspause in der Kantine, so wie immer.

Die Stadt des Atoms

Es ist der sechste Kriegsmonat. Es ist Anfang August. Über der Ukraine liegt drückende Hitze. 350 Kilometer südlich von Kiew, in der weiten ukrainischen Steppe, steht das zweitgrößte Atomkraftwerk des Landes. Drei mächtige Reaktorblöcke ragen aus der Grasebene, hart an das Steilufer des Flusses Südlicher Bug gebaut. Der Name Juschnoukrajinsk heißt auf Russisch schlicht „südliche Ukraine“. Die Reaktoren sind Giganten der Energieerzeugung, am Laufen gehalten von 7000 Arbeitern. Eine Leistung von jeweils 1000 Megawatt Strom und 3000 Megawatt Wärme, insgesamt etwa so viel Energie, wie das größte deutsche Kohlekraftwerk produziert. Auf der anderen Flussseite leben 42 000 Menschen in einer kleinen Stadt, die Juschnoukrajinsk heißt, wie das Kraftwerk. Jüngste Stadt der Ukraine. Ihr Bau wurde parallel zu dem des Kraftwerks in den Siebzigerjahren begonnen. Die Atomkraft ist für die Menschen hier alles, ihr Leben, ihr Schutzschirm, aber auch ihre größte Bedrohung.

So viele Kriege es in der Geschichte der Menschheit gab, sooft sich Menschen bei Massakern aller Art töteten – noch nie gab es einen Krieg wie diesen. Noch nie gab es Schlachtfelder, auf denen um Atomkraftwerke gekämpft wurde. Nie zuvor wurden Kernkraftwerke beschossen, absichtlich oder versehentlich. Nie zuvor war die technisch komplizierteste Apparatur, die Menschen jemals erfunden haben – eine der folgenreichsten, der riskantesten – dem Schrecken größtmöglicher menschlicher Gewalt ausgesetzt.

Drei Monate lang haben wir, die Reporter des „Zeit Magazin“, mit den Behörden in Kiew verhandelt, bis uns gestattet wurde, für zehn Tage nach Juschnoukrajinsk zu reisen. Von allen Atomkraftwerken, die die Ukraine noch kontrolliert, ist es der Front am nächsten. Seit Beginn des Krieges sind wir die ersten ausländischen Journalisten, denen der Zutritt gewährt wird. Die Nervosität ist groß. Die ersten zwei Tage behandelt uns diese Stadt wie ein Virus. Passanten rufen die Polizei, wenn sie uns sehen. Die Bewohner besitzen ein kollektives Abwehrverhalten; fast alle hier arbeiten im AKW.

Die Stadt liegt auf einem breiten Felsrücken, hundert Meter über dem Lauf des Südlichen Bugs. Sie ist der fast baugleiche Zwilling von Prypjat, der Satellitenstadt von Tschernobyl. Die gleichen Plattenbauten. Das gleiche

üppige Grün, die gleichen weiten Straßen, Alleen und Parks, wie es sie auch in Prypjat gab. Nur bohren sich hier keine Wurzeln durch die Fundamente, wachsen keine Büsche durch die Küchenfliesen wie in Prypjat heute, das 1986, fünf Tage nach dem Reaktorunglück, evakuiert wurde. Juschnoukrajinsk ist voller Leben. Auf den Fußgängerwegen drängen sich die Menschen. Junge Mütter, manchmal auch Väter, schieben Kinderwagen. Kinder überall. An vielen Stellen gibt es Verkaufsstände mit bunten Süßigkeiten und Softeis. Die Stadt im Schatten des Atommeilers, einer der gefährdetsten Orte Europas, gibt sich alle Mühe, ein Kinderparadies zu sein.

Die Front ist von Juschnoukrajinsk nur knapp 120 Kilometer entfernt. Im März hatte es eine russische Panzerkolonne beinahe hierhergeschafft, bevor sie 20 Kilometer vor der Stadt in schweren Kämpfen aufgerieben wurde. Eine andere Kolonne, die zeitgleich das Atomkraftwerk Saporischschja einnehmen sollte, 260 Kilometer weiter östlich gelegen, hatte mehr Erfolg. Mit sechs Blöcken ist Saporischschja der größte Atommeiler Europas. Mehr als 11 000 Mitarbeiter. Die Anlage wurde bei der Einnahme durch die russischen Soldaten beschädigt und wird fast täglich beschossen. Die Kriegsparteien beschuldigen sich gegenseitig, dafür verantwortlich zu sein.

Der russische Generalmajor Waleri Wassiljew, der die Truppen auf dem Kraftwerksgelände befehligt, verbreitete am 8. August die Erklärung, sowohl in als auch an den Re-

aktoren Sprengsätze angebracht zu haben und sie bei einer ukrainischen Gegenoffensive zünden zu wollen. Es ist unklar, wie ernst diese Drohung ist oder ob sie nur Teil der psychologischen Kriegsführung ist. Der Leiter der Internationalen Atomenergie-Organisation IAEA, Rafael Grossi, warnt die Weltgemeinschaft. Er sehe hier das „sehr reale Risiko einer Nuklearkatastrophe“.

Den Einwohnern von Juschnoukrajinsk merkt man die Furcht vor der Bedrohung nicht an. Sie gehen zur Arbeit, gehen einkaufen, der Markt ist voller Menschen, die gemütlich flanieren. Wie eh und je lebt die Stadt im Takt der großen Maschine, des Kraftwerks. Es zieht zu Schichtbeginn die Menschen zu seinen Toren, in Bussen oder zu Fuß, und stößt sie zu Schichtende wieder aus. In den Cafés sitzen Mütter mit Neugeborenen, in den Kneipen ertränken Männer wie Frauen ihre Traurigkeit, wie eh und je.

„Wir haben alle Angst, aber wir verdrängen sie“, sagt Natalie Krawetz, die Reporterin der Lokalzeitung Kontakt, die wir in diesen Tagen mehrfach treffen, oft auch zufällig. Denn die Stadt ist klein.

„Ich habe Beete angelegt. Blumenbeete! Ich gieße sie jeden Tag. Ich schleppe jeden Tag 40 Liter Wasser!“ So verdrängt die Leiterin der Umweltabteilung des Kraftwerks, die aus Angst nicht ihren Namen erwähnt haben will, ihre Angst.

„Wir sitzen auf einem Pulverfass“, sagt der Priester Mychajlo Kiryak, der das orthodoxe Christentum neu nach Juschnoukrajinsk gebracht hat. „Ich habe in den letzten

Der Kulturpalast im Zentrum der Stadt, in der 42 000 Menschen leben





Monaten zehn Menschen vom Suizid abgehalten. Ich hoffe auf Gott. Ich bete. Ich tröste. Was soll ich sonst tun?“

„Wenn wir tanzen“, sagt Sascha Sawtschenko, der im Kulturpalast des Kraftwerks angestellt ist und kurz vor Kriegsbeginn mit seiner Partnerin Dascha bei den Tanzsport-Europameisterschaften die Bronzemedaille gewonnen hat, „dann fühlen wir nur uns. Ihren Körper und meinen. Ich denke dann an nichts anderes.“

Der Direktor und Prometheus

Nach unserer Ankunft vergehen zwei Tage, bis Ihor Polowytsch, der Direktor des Kraftwerks, bereit ist, uns zu treffen. Mehrfach täglich ruft uns ein Offizier des Inlandsgeheimdienstes SBU an, eine Nachfolgeorganisation des KGB. Er will wissen, was wir machen, mit wem wir reden, wohin wir gehen. Die erste Zusammenkunft mit dem Direktor findet im Kulturpalast im Stadtzentrum statt, weit außerhalb des AKW-Geländes. Zwei Frauen von der Presseabteilung erwarten uns in einer großen leeren Halle. Die Leiterin der Abteilung Internationale Beziehungen, drei stämmige Männer vom Werksschutz, ein dünner vom SBU, eine Kellnerin und der Direktor.

Sie alle haben Notizblöcke vor sich liegen und schreiben mit, nur der Direktor nicht, und die Kellnerin, die verteilt Häppchen. Über Stunden werden noch einmal die Bedingungen ausgehandelt, unter denen wir auf dem Gelände des Atomkraftwerks recherchieren dürfen. Es wird uns eine Liste der verbotenen Fragen überreicht. Es sind untersagt: Fragen nach dem Werdegang unserer Gesprächspartner, nach ihren Positionen im Kraftwerk, Fragen zu Zahlen und technischen Details. Die Antworten auf alle diese Fragen könnten dem Feind in die Hände spielen. Die Liste, die lang ist, dürfen wir nur kurz einsehen, danach zieht der Direktor sie wieder ein. „Wir entschuldigen uns für die Umstände“, sagt er.

Jeden Morgen holt uns nun ein weißer Minibus ab. Alle Fenster um uns herum sind von innen mit schwarzer Folie abgeklebt. Auch die Scheibe zur Fahrerkabine. Wir fühlen, wie der Wagen in die Kurve geht, über eine Brücke fährt, stoppt, noch mal stoppt, einmal kurz, einmal lang, eine nur zehnjährige Fahrt auf die andere Flussseite, bis plötzlich die Schiebetür aufgerissen wird und ein riesiger Prometheus über uns erscheint. Auf der Hauptfassade des Verwaltungsgebäudes prangt ein Mosaik aus Sowjet-Zeiten, das den antiken Gott zeigt, der dem Olymp das Feuer stahl, um es den Menschen zu bringen. Dafür fesselte Zeus ihn mit Ketten an einen Felsen und schickte einen Adler, der ihm die nachwachsende Leber täglich von Neuem wegfraß. Auf dem Mosaik zerbricht Prometheus die Kette.

Der erste Blick auf einen der Reaktortürme, ein kurzer nur, bevor wir durch die Tür müssen. Über 75 Meter ragt er auf, er ist rostbraun gestrichen, auf dem riesigen Zylinder sitzt ein weißer, leicht überhängender Deckel. Ein WWER-1000. Das Modell sei sicherer als der Reaktortyp in Tschernobyl, heißt es von westlichen Experten, weil hier der Reaktor eine Schutzhülle aus meterdickem Beton hat, die dem in Tschernobyl fehlte. Unsicherer aber als viele Model-

le etwa in Deutschland, weil deren Schutzhülle noch stabiler sei.

In Juschnoukrajinsk stammt jeder Reaktor aus einer anderen Ära sowjetischer Ingenieurskunst. Die Blöcke 1 und 2, 1982 und 1985 ans Netz gegangen, teilen sich eine riesige Turbinenhalle. Das sparte Geld, wird aber von deutschen Reaktorexperten als riskant bewertet. Käme es zum Brand in der Halle, wären beide Blöcke betroffen. Block 3 aus dem Jahr 1989 gleicht dem Modell, das sechsfach in Saporischschja errichtet wurde. Bei ihm sitzt ganz vorne der Reaktor, ein Zylinder mit Haube, dahinter der lange Flachbau der Turbinenhalle.

Der Direktor Ihor Polowytsch erwartet uns nicht in seinem Büro, das er uns nie zeigen wird, sondern im holzgetäfelten Konferenzsaal. Ein Raum für Titanen, eine große Halle, Symbol alter sowjetischer Kraft. Polowytsch hat kurz zuvor die morgendliche Schalte mit den Leitern der vier Kernkraftwerke in der Ukraine beendet. Auch sein Kollege aus Saporischschja war dabei, nicht per Bild, sondern, wie immer seit die russischen Einheiten den Meiler kontrollieren, nur per Telefon. „Ich weiß nicht, was er am Telefon sagen darf.“ Polowytsch nimmt an, dass sein Kollege stets unter Beobachtung der Russen steht.

Acht Raketen sind in den vergangenen Monaten über die Reaktoren von Juschnoukrajinsk hinweggeflogen, in erschreckend niedriger Höhe, sagt Polowytsch, eine nur knapp hundert Meter über ihnen. „Eine extrem gefährliche Situation“, sagt er. Die Überwachungskameras haben mehrere Raketen gefilmt. Sie wurden vermutlich von Kriegsschiffen im Schwarzen Meer abgeschossen und sollten Ziele in der Westukraine treffen. Er sei nicht sicher, sagt Polowytsch, ob im Falle eines Einschlages die Betonhüllen seiner Reaktoren der Wucht einer Rakete standhalten könnten.

Manchmal verfällt er noch in alte Reflexe aus Friedenszeiten, als er Besuchern vor allem erklären musste, wie makellos sein Kraftwerk ist. Er ist es nicht gewohnt über Gefahren zu sprechen. Er zögert oft, spricht schmerzhaft langsam, wägt jedes Wort ab, als würde es ihn quälen. Ihm kommen plötzlich die Tränen, der enorme Druck. „Kein Ingenieur der Welt“, stöhnt er auf, „hat bisher ernsthaft daran gedacht, dass jemand die Idee haben könnte, mit Granaten auf einen Reaktor zu schießen.“ Nach alten Berechnungen hielten die Hüllen den Aufprall eines Kleinflugzeuges aus. Niemand habe aber jemals die Wirkung von Artilleriebeschuss oder Raketen simuliert. „Wir wissen einfach nicht, was dann passiert.“

Polowytsch hat seine Frau und seine Kinder gleich zu Beginn des Krieges in die Westukraine geschickt. Ihnen, sagt er, war damals klar, was das bedeutete, dass es ein Abschied auf immer sein könnte. Dass es ihm so ergehen könne wie seinem Kollegen in Saporischschja. Er, der Direktor, werde bei seinen Reaktoren bleiben, wenn die Russen kommen. Auch in Russland gebe es viele Techniker, die wüssten, wie die Anlagen zu fahren seien, doch jeder Reaktor unterscheide sich, jeder habe seine Eigenheiten – und die hier beherrschten nur er und seine Mannschaft.

Ihor Polowytsch: gefesselt an seine Reaktoren wie Prometheus an seinen Felsen.

Die Reporterin und die Grenzen des Sagbaren

„Die ersten Augustwochen werden drückend bleiben. Die Temperaturen sind unverändert hoch, tagsüber über 30 Grad. Am Freitag wird es etwas wärmer. Es bleibt bewölkt. Am Wochenende ist mit Regen und bis zu 34 Grad zu rechnen.“

Am Morgen des nächsten Tages begrüßt die Redaktion der Lokalzeitung die Leserschaft auf ihrer Website mit eher heiteren Prognosen. Die fünf Mitarbeiter von Kontakt sind in einem zweistöckigen Flachbau untergebracht. Am Eingang ist das Metallschild mit dem Zeitungs-Logo durch einen einfachen Zettel ersetzt worden. Den Russen, falls sie doch noch kommen, wolle man die Orientierung so schwer wie möglich machen, erklärt Natalie Krawetz. Sie schmunzelt dabei, weiß sie doch um die Ironie. Es ist schwer möglich, in dieser Stadt die Orientierung zu verlieren. Sie besteht aus drei Längsstraßen und etlichen Querungen, sehr viel mehr ist nicht in Juschnoukrajinsk.

Der Priester Mychajlo Kiryak betet für die Toten, Lebenden und Flüchtenden



Krawetz ist eine Frau voller Energie, 44, lockige Mähne, ein einnehmendes Lachen. Die Zeitung schreibt sie in diesen Tagen fast allein voll. Die meisten anderen Kolleginnen sind in Rente oder geflohen. Auflage: 2450. Durchschnittliche Klickzahl der Artikel ihrer Online-Ausgabe: 1000. Sie schreibt mit Vorliebe über den Stadtrat. Interessanter als Fußball, sagt sie. Am liebsten aber schreibe sie über die schnell wechselnden Bürgermeister, von denen bisher keiner eine volle Amtszeit durchgestanden habe.

Auch jetzt ist der Stadt wieder ein Oberhaupt abhandengekommen. Der Vorgänger scheiterte, erzählt Krawetz, weil er zu sehr auf Konfrontation mit dem Kraftwerk gegangen sei. Bisher hatte es den Ort zu Niedrigsttarifen mit Wasser, Wärme und Strom versorgt, aber infolge der Sparprogramme des nationalen AKW-Betreibers Energoatom hob das Kraftwerk die Preise an, und die Stadt gründete ein kommunales Unternehmen, das jetzt überschuldet ist, weil der Vorgänger des Bürgermeisters nie die Gebühren erhöhte. Das Kraftwerk klagte auf Begleichung der Schulden, es gab viele Klagen, Gegenklagen, Gerichtsverfahren, ein Riss tat sich auf zwischen Juschnoukrajinsk-Stadt und Juschnoukrajinsk-Werk.

Der letzte Bürgermeister, der beim Werkschutz des Kraftwerks gearbeitet hatte, so wie fast alle Stadträte beim Kraftwerk arbeiten, wurde von den Räten kurz nach Kriegsbeginn abgewählt, weil er ihnen zu autoritär war. Jetzt wird die Stadt quasi im Kriegsrecht verwaltet; alle Wahlen sind ausgesetzt.

Krawetz schreibt über Mütter von behinderten Kindern, über hundertjährige Omas, mit Leidenschaft auch über die Erneuerung der Bürgersteige, über die Anordnung aus Kiew, den russischen Namen der Stadt durch einen ukrainischen zu ersetzen. Zwei Varianten stehen zur Auswahl: Piwdennoukrajinsk, was ebenfalls südliche Ukraine bedeutet, das ist der Name, den Energoatom dem Kraftwerk bereits gegeben hat. Oder Garde – der Name einer alten Siedlung der Kosaken, die hier im 18. Jahrhundert herrschten. Die Derussifizierung, wie es die Regierung in Kiew nennt, ist nach Ausbruch des Krieges in der Ukraine in vollem Gange, selbst in Juschnoukrajinsk, wo die Mehrheit der Menschen Russisch spricht.

„Das Leben hier“, sagt Krawetz, „fühlt sich manchmal sehr unwirklich an.“ Das letzte sowjetische Utopia. Es gebe keine Arbeitslosen, Kindergärten überall, viel Grün. Krawetz hat selbst in zweiter Ehe eine neunjährige Tochter. Ihre Zeitung werde von der Stadtverwaltung finanziert, trotzdem könne sie überwiegend unabhängig berichten, sagt sie. Ob sie auch Kritisches über das Atomkraftwerk schreiben dürfe, fragen wir. Sie schweigt, weitert theatralisch die Augen und sagt: „Wir kennen unsere Grenzen. Ihr versteht, was ich meine.“

Am AKW in Saporischschja zerstören an diesem Nachmittag Artilleriegeschosse zwei Stromleitungen. Es bricht Feuer aus, das unter Kontrolle gebracht werden kann. Die ukrainische Luftalarm-App, die man auf sein Handy herunterladen kann, führt wegen der erhöhten Gefahr das Symbol für Radioaktivität ein.



Ein Jugendchor im Kulturpalast

Das Kreuz von Tschernobyl

Am Ende des Parks, der die Stadt in ihrer Mitte durchschneidet, liegt die Kirche des Priesters Mychajlo Kiryak. Schneeweiß steht sie zwischen grauen Plattenbauten, die Spitzen vergoldet.

„Achtung, Achtung“, hallt es aus gleich mehreren Lautsprechern, als wir durch den Park in Richtung Kirche gehen. „Alle Bürger, die sich auf dem Territorium von Juschnoukrajinsk aufhalten, werden gebeten, sich zu den nächsten Schutzräumen zu begeben. Bitte unterstützen Sie Menschen, die gehbehindert sind. Führen Sie alle notwendigen Dokumente mit sich.“ Sirenen heulen. Die Lautsprecher sind an Lichtmasten und öffentlichen Gebäuden angebracht, auch sie stammen noch aus Sowjetzeiten.

Mychajlo Kiryak steht im Keller zwischen Betten und Stapeln von Decken, um Schutzsuchende zu empfangen. Doch nur wenige kommen. Die meisten ignorieren die ständigen Luftalarme. Kiryak ist ein Priester mit traurigen Augen. Dabei müsste er ein glücklicher Mensch sein. Schließlich hat er sein Lebensziel erreicht, und wer kann das schon von sich behaupten? Vor 30 Jahren hatte er sich als junger Mann hier niedergelassen, um das Christentum in die Stadt zu bringen. Ausgerechnet hierher: Der Stadt der Naturwissenschaftler und Techniker, die als junge Frauen und Männer voller Hoffnung aus der ganzen Sowjetunion gekommen waren, um das Atom zu verehren und nicht das Kreuz.

Er setzt sich mit uns an einen Tisch in seinem Büro im

Untergeschoss. Mit sechs Gläubigen habe er 1993 angefangen, jetzt seien es mehrere Hundert. Sein erster Gebetsraum war ein Wohnzimmer über einer Trinkbar. Lange habe der alte Direktor des AKW einen Kirchenneubau verhindert, sagt Kiryak, denn der sei ein Atheist alter Schule gewesen. Glaube war für ihn Aberglaube. Erst nach dessen Pensionierung habe die Kirche endlich gebaut und vor zehn Jahren eingeweiht werden können. Mittlerweile stiegen auch führende Kraftwerksmitarbeiter auf den Kirchturm und stellten sich, wie die Vorfahren, beim Läuten unter die Glocken, weil sie sich davon Heilung versprächen.

Seitdem der Atommeiler in Saporischschja beschossen wird, überlegten viele, sich mit ihren Familien aus der Gefahrenzone in Sicherheit zu bringen, und wollten dafür seinen Segen. „Die fragen mich jetzt, was sollen wir tun? Sollen wir weiter im Kraftwerk arbeiten, oder dürfen wir fliehen. Ist es Sünde, zu fliehen?“

Was soll er, Priester Kiryak, ihnen raten?

Die Liste der Namen, für die er in seinen Gottesdiensten bete, werde immer länger, umfasse bereits tausend Menschen. Es sind Tote und Lebende, Menschen, um die sich andere Sorgen machen. Sogar das örtliche Militär überreiche ihm Listen. 25 Minuten brauche er, um alles zu lesen. Am Vormittag habe er im Krankenhaus am Sterbebett eines Tschernobyl-Veteranen gebetet. Regelmäßig sei der zu ihm in den Gottesdienst gekommen. Ein einfacher Mann, in Rente seit Langem, der sein ganzes Leben als Fahrer beim Kraft-

werk angestellt gewesen sei. Nach dem Unfall von Tschernobyl, 400 Kilometer von Juschnoukrajinsk entfernt, sei er dorthin zu Aufräumarbeiten abkommandiert worden. Mit einer Schaufel und ohne Schutzkleidung habe er mitgeholfen, den radioaktiven Schutt zu beseitigen. Jetzt hat er Krebs, Endstadium. Hunderte der Tschernobyl-Veteranen, die in Juschnoukrajinsk leben, sind an Krebs gestorben.

Eine der Ikonen in Kiryaks Kirche zeigt einen Baum, eine Kiefer, abgestorben, blattlos. Das Bild füllt eine ganze Wand aus. Der Baum hat die Form eines Kreuzes. Links von ihm stehen die mit Tüchern verhüllten Toten, rechts die Lebenden mit ihren Schutzanzügen. Es ist das Abbild einer alten Kiefer, die neben dem Unfallreaktor von Tschernobyl wuchs. Die Legende besagt, dass einige Einwohner von Tschernobyls Satellitenstadt Prypjat gesehen hätten, dass nach dem Unglück die radioaktive Wolke an diesem Baum haltgemacht habe und nicht zu ihnen in die Stadt gezogen sei. Seit das Kraftwerk in Saporischschja außer Kontrolle zu geraten droht, kämen viele extra dieser Ikone wegen in die Kirche.

Die Sirenen heulen erneut, als wir die Kirche verlassen. Irgendwo dort oben, für uns unsichtbar, queren wieder Raketen den Himmel.

Das Misstrauen

Es wartet am nächsten Morgen wieder der gleiche weiße Minibus auf uns, die Fenster wie immer abgeklebt. Das erste Mal öffnet sich für uns heute die Schiebetür vor der

Hauptverwaltung. Es empfängt uns der Oberschichtleiter, der Ingenieur der Ingenieure, der die Kontrolle über alle drei Reaktoren hat. Er sieht aus wie jemand, der regelmäßig nach St. Moritz zum Skilaufen fährt, sportlich, braun gebrannt, strahlendes Lächeln, ein Mann um die 60. „Ich bin von Grund auf ein optimistischer Mensch.“ Er nennt seinen Namen nicht.

„Es wird alles gut gehen“, sagt er. „Wir werden gut durch diese Zeit kommen.“ Das Wichtigste sei jetzt, die Nerven zu bewahren. Der Krieg habe für das Kraftwerk zu einem besonders verwundbaren Zeitpunkt begonnen. Im Februar, noch vor Kriegsbeginn, hat man das ukrainische Stromnetz vom russischen entkoppelt und an das europäische angeschlossen. Sie haben dazu die Stromspannung verändern müssen. Es sei derzeit schwierig, das Netz stabil zu halten. Durch den Krieg gingen ihnen zudem immer wieder Absatzgebiete verloren, weil ganze Regionen jetzt zerstört und menschenleer seien.

Er lenke sich mit Sport ab, sagt er. Fußball. „Du darfst in diesen Tagen die Ruhe nicht verlieren. Du darfst keine Panik bekommen. Das ist das Wichtigste.“ Das Kraftwerk hat einen eigenen Sportpalast, ebenfalls ein Relikt aus der Sowjetzeit. Altmänner-Kicken, lacht er. Reaktorfahrer gegen Reaktorfahrer. Die gesellschaftliche Elite in der Stadt. „Unser Adel! Atomschtschiki.“ Eine Gilde, die im Kraftwerk unter sich bleibt und meist auch in ihrer Freizeit. Aber auch in ihr gibt es Misstrauen. Wer hat zu enge Bindungen an Russland? Wer ist Mitglied einer der prorussischen Parteien, die

mittlerweile verboten sind? Es heißt, dass zu Beginn des Krieges etlichen Mitarbeitern der Zutritt zum Gelände verweigert worden sei und ihre Ausweise eingezogen wurden.

Das Misstrauen reicht bis in die höchsten Spitzen von Energoatom. So wird gegen einen Parlamentsabgeordneten wegen Landesverrats ermittelt. Auf dessen Empfehlung hin soll einer der Energoatom-Verantwortlichen eingestellt worden sein, der wiederum einen Mann als Chef des Werkschutzes in Saporischschja ausgesucht hat, der, so der Vorwurf, mit den russischen Besatzern kooperiert haben soll.

Ein zweites Mal öffnet sich heute vor uns die Schiebetür. Wir schauen auf Block 4 des Kraftwerks. Eine hohe graue Wand. Block 4 ging nie ans Netz, der Bau wurde nach der Katastrophe von Tschernobyl gestoppt. Eine von vielen Vernarbungen, die das Reaktorunglück bis heute in Juschnoukrajinsk hinterlassen hat. Viele Hundert Kraftwerk-Mitarbeiter sind damals nach Tschernobyl abkommandiert worden, Fahrer, Techniker, Feuerwehrleute, Hunderte erkrankten an den Folgen. Bewohner des evakuierten Prypjat wurden nach Juschnoukrajinsk umgesiedelt. „Tschernobyl-Häuser“ heißen bis heute die Plattenbauten, die man für sie errichtet hat. Der unvollendete Block 4 wird als Ausbildungszentrum des Kraftwerks genutzt. Auch der Simulator ist hier, im Kontrollraum, der damals noch fertiggestellt worden war. Im Vorraum Dutzende Meter Schaltschränke, deren Elektronik man nach dem Unglück ausbaute, weil sie nicht mehr gebraucht wurde, eine weitere Narbe von Tschernobyl.

Dmytro Schamis, 59, Vize-Leiter des Ausbildungszentrums, führt uns durch den Simulator – im Schlepptau unser Tross an Aufpassern. Sie spielen in diesen Tagen die unterschiedlichsten Störfälle durch. Grauhaarig die meisten hier. Die Reaktorfahrer sind in die Jahre gekommen, und es sei auch schon vor dem Krieg immer schwerer geworden, den Nachwuchs für die Atomkraft zu begeistern, klagt Schamis. Seine Frau Olga leitet den werkseigenen psychologischen Beratungsdienst. „Frau Schamis wird Ihnen jetzt dazu weitere Ausführungen geben“, sagt Herr Schamis. Sie sitzen nebeneinander, er spricht von ihr in dritter Person, und ständig fällt er ihr ins Wort.

Sie prüfe, ob die nervliche Belastung für das operative Personal zu groß sei, erzählt sie. Er unterbricht sie: Ein Reaktorfahrer im Kontrollraum benötige hohe Konzentrationsfähigkeit. Ein außerordentliches Gedächtnis. Die Fähigkeit, komplexe Zahlenabfolgen rasch zu erfassen. Im Kontrollraum müssten sie 20 000 Parameter im Auge behalten. Ein Reaktorfahrer brauche eine ruhige Natur. Psychopharmaka seien nicht zugelassen, es würden Urinproben durchgeführt. Seit Kriegsbeginn, fährt Olga Schamis fort, sei sie auch bei Krisensitzungen mit den Schichtleitern im Kontrollraum dabei, um sicherzustellen, dass Entscheidungen nicht von persönlichen Motiven beeinflusst würden. Depressionen unter dem Personal griffen um sich. Männer in Führungspositionen redeten nicht mehr mit ihren Frauen, würden den Druck in sich hineinfressen. Es gebe eine große, stille Verzweiflung in den Familien.



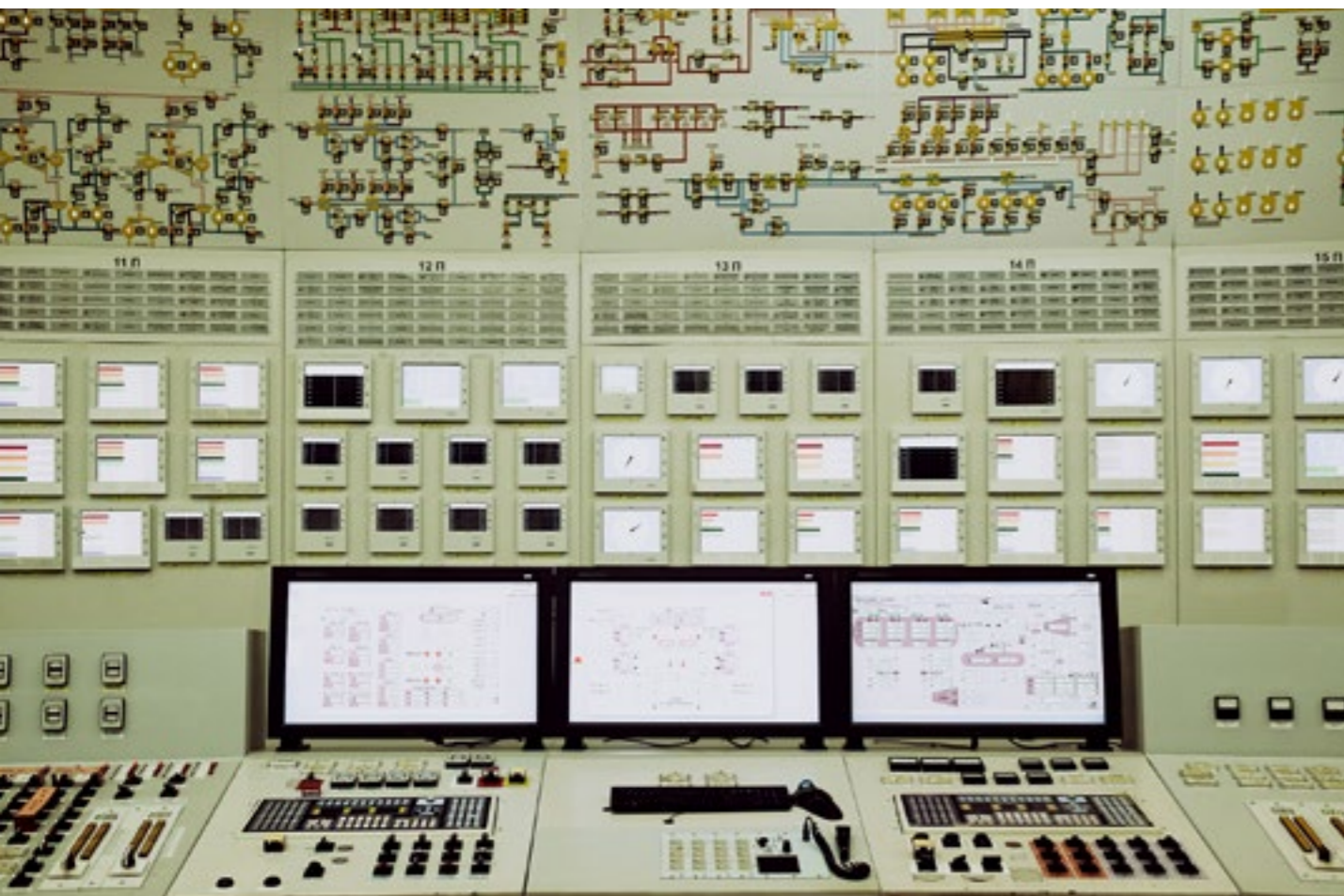
„Unwirklich“ sei das alles, sagt die Journalistin Natalie Krawetz

„Frau Schamis“, unterbricht er sie erneut. „Erzählen Sie doch von unserer internationalen Kooperation.“ Sie berichtet von Online-Seminaren, die Psychologen aus Paris den Schichtleitern aller ukrainischen Atomkraftwerke nach Kriegsbeginn angeboten hätten. „Selbsthilfe unter dauerhaftem Stress“ hieß so ein Vortrag, an dem auch ihre Kollegen in Saporischschja teilnahmen, bevor die Internetverbindung von den Besatzern gekappt wurde. Der Kollege, der die psychologische Abteilung in Saporischschja leitete, sei seit Wochen verschollen. Kurz vor dem Krieg habe er sie in Juschnoukrajinsk besucht. „Wir machen uns große Sorgen“, sagt ihr Mann, und sie nickt. Dann schweigen beide.

Die Liste des alten Schweißers

Oleksiy Yatsun, 69, ist leitender Mitarbeiter der Instandhaltung, breite Stirn, roter Kopf. Er erwartet uns mit über der Brust verschränkten Armen. Man sieht es ihm an, er weiß nicht, wozu dieses Gespräch gut sein soll. Yatsun ist einer

Im Simulatorraum wird geübt, was alles schiefgehen kann. Auf einen Krieg war man nicht vorbereitet





Blick vom Kühlbecken auf das Kernkraftwerk Juschnoukrainsk



Direktor Ihor Polowytsch mit seinen Technikern

der Dienstältesten im Kraftwerk. Er war schon da, sagt er, als es hier noch keine richtige Stadt gab und alle noch in Gummistiefeln durch den Baustellenschlamm waten. Angelockt von großzügigen Wohnungen und hohen Löhnen, die im Schnitt mit umgerechnet monatlich 1200 Dollar noch heute dreimal höher sind als im Umland. Das Durchschnittsalter der Einwohner lag damals bei 26 Jahren. „Es ist eine wunderschöne Stadt geworden“, sagt Yatsun. „Sie ist Himmel und Erde für mich.“

Er und seine Leute, fast ausnahmslos Männer, arbeiten im Reaktorraum, wechseln die Brennstäbe, reparieren Pumpen, Leitungen und Düsen. Sie gehen dabei nach einem festen Programm vor. Jedes Bauteil muss nach einer vorgeschriebenen Zeitspanne ausgetauscht werden, man warte nicht darauf, dass etwas kaputt gehe. Doch sei die Arbeit in den letzten Jahren immer schwieriger geworden. Seit Langem spare der Betreiber Energoatom an der Ausrüstung.

Das räche sich jetzt im Krieg. Sie müssten viel mehr ausbessern und flicken, weil sich neue Ersatzteile nicht mehr beschaffen ließen. Viele Fabriken, die bislang die Düsen produzierten, die Relais, die elektronischen Schaltsysteme, hatten ihren Sitz in der Ostukraine, nahe der Front, und seien jetzt entweder erobert oder in Trümmern. Das bedeutet für Yatsuns Männer: reparieren, was sich nicht austauschen lässt.

„Unsere Werkzeuge“, klagt er, „sind an der Grenze der Belastbarkeit.“ Er spricht von Schweißgeräten, Elektroboh-

ern, einfachen wie komplexeren Werkzeugen. Vieles habe der Betreiber in den vergangenen Jahren billig in China eingekauft, um Geld zu sparen, zu billig offenbar. Was er nicht sagt: Zu alldem plagt Korruption das Kraftwerk. Mehrere Mitarbeiter in der Materialbeschaffung wurden in den letzten Jahren wegen Bestechlichkeit verhaftet. Ein ehemaliger Finanzdirektor hat sich ins Ausland abgesetzt. „Ich kann euch eine Liste an Werkzeugen mitgeben, die wir dringend brauchen“, sagt Yatsun. Er will sie aufschreiben, er greift schon zum Stift, aber wie sollen wir ihm helfen? Er legt den Stift wieder hin.

In der Nacht sind aus dem Süden mehrere schwere Explosionen zu hören. Russische Raketen schlagen in 20 Kilometer Entfernung ein. Die Druckwellen sind in Juschnoukrainsk noch so heftig, dass sie in der Stadt viele Fenster knallend zuwerfen.

Der Strand

Die Stadt ist eine der sichersten im ganzen Land. So glauben die meisten ihrer Bewohner. Es ist hier ja noch nie eine Rakete eingeschlagen. In Saporischschja geben die Behörden im Umkreis von 30 Kilometern um das Atomkraftwerk bereits Kaliumjod-Tabletten aus, für den Fall des Falles; die Familien fliehen aus ihren Dörfern. In Juschnoukrainsk gehen die Menschen an den Strand.

Es ist der Beginn des Wochenendes, ein Samstag. Der Strand liegt gleich hinterm Kulturpalast, am Ende des

Parks. Mit Geldern des Kraftwerks hat der vorvergangene Bürgermeister eine Treppe hinunter zu einer der Sandbuchten des Flusses gebaut. 300 Meter ist der Strand lang, feinsten Sand, das Wasser allerdings ist schlammig grün.

Das kümmert indes niemanden. Tausende sind hier, der Strand dürfte in diesen Tagen vermutlich der belebteste der Ukraine sein. Die Menschen liegen auf schmalen Handtüchern, räkeln sich, hören Musik, Kinder toben. Das Wasser im Fluss steht so niedrig wie selten. Die Trockenheit zehrt an ihm – und das Kraftwerk. Es nutzt den Fluss zur Kühlung seiner Reaktoren. Weil der Fluss seit Jahren immer weniger Wasser führt, will der Direktor ihn nun aufstauen. Angeblich um zehn Meter, wie Gegner des Projektes sagen. Es gab Proteste, weil dann der Strand verschwände, viel Natur auch und die Überreste einer alten Kosakensiedlung, was die Kosakenverbände aufbrachte. Menschen ketteten sich aus Protest an die Uferfelsen. Das alles war vor dem Krieg.

Am Strand treffen wir wieder die Lokaljournalistin Natalie Krawetz und ihre neunjährige Tochter. „Fantastisches Wasser“, sagt sie. Sie lädt uns zum Schaschlik ein. „Achtung, Achtung“, dröhnt eine Durchsage. „Bitte beachten Sie, dass es verboten ist, sich länger als 15 Minuten im Wasser aufzuhalten! Es ist verboten, über die Bojen hinauszuschwimmen. Achtung! Lasst uns nicht gegen die Regeln verstoßen!“ Alle paar Minuten gibt es eine neue Durchsage mit Sicherheitshinweisen, offenbar ist das Wasser doch nicht so sauber. Es gibt drei von der Kommune fest angestellte Rettungsschwimmer. Die Gemeinschaft der Atomtechniker, deren Leben Kontrolle ist, kontrolliert auch das Strandleben lückenlos, aus alter Gewohnheit.

Die Geflohenen aus Saporischschja

Der Höhenrücken, auf dem die Stadt sitzt, wirkt wie eine Insel der Gestrandeten. Es sind Flüchtlinge aus dem Donbass hier, sogar welche aus Kiew. Auch etliche Techniker des Atomkraftwerks in Saporischschja haben es hierhergeschafft. Das ist eine der vielen Seltsamkeiten dieses Krieges. Es gibt ein einziges Nadelöhr, eine Lücke im Frontverlauf bei Saporischschja, einen Feldweg, über den Russen wie Ukrainer Reisende passieren lassen. Der Weg ist riskant, die Kämpfenden nehmen keine Rücksicht – aber diesen beiden ist es unter anderem gelungen: Der eine nennt sich Sascha, der andere Harna Ludyna, was so viel heißt wie „der gute Mensch“.

„Ich war in Saporischschja zuständig für die Pumpen des Ersten Kreislaufs“, sagt Sascha. „16 Jahre lang habe ich dort als Mechaniker in der Instandhaltung gearbeitet. Als die Russen einmarschiert sind, durfte ich sieben Tage lang nicht aufs Gelände. Sie gestatteten das nur dem operativen Personal. Das bedient die Pumpen, den Generator und den Reaktor. Dem Wartungspersonal war der Zutritt nicht erlaubt. Als ich wieder zur Arbeit gerufen wurde, habe ich überall die Spuren der Kämpfe gesehen. In der Toreinfahrt stand ein zerstörter Panzer. Die meisten Fensterscheiben waren zersprungen. Die Löcher in den Gebäuden haben die Russen nach einigen Wochen zugekittet, ich weiß nicht, warum.“

Auch diese Gespräche finden unter Aufsicht statt. Beide Männer haben sich im Kraftwerk in Juschnoukrajinsk beworben, der Geheimdienst überprüft sie noch. Die Angst, es könnten sich russische Saboteure einschmuggeln, ist groß.

„Wenn etwas ausfällt, muss ich feststellen, warum“, sagt Harna Ludyna. „Dafür muss ich ins ganze Gebäude. Aber mein Chef hat mir erklärt, die Russen hätten das untersagt. Ich saß die ganze Zeit in meinem Büro und habe am Telefon Probleme analysiert. Aber um ein Problem richtig zu verstehen, musst du hin, du musst das Problem sehen!“

Ich glaube, die Russen wollen verhindern, dass Leute in der Anlage den Überblick haben. Nur so kann ich mir das erklären. Alle Kollegen, die ich kenne und die sich für ihre Arbeit durch verschiedene Abteilungen bewegen müssen, haben das gleiche Verbot bekommen. Das ist sehr beängstigend. Ich habe die ganze Zeit keine Pumpe mehr von Nahem gesehen! Wenn man sich nicht um die Pumpen kümmert, ist das sehr riskant. Sie kühlen den Reaktor. Aber wenn die Menschheit unbedingt Selbstmord begehen will, kann keine Technik sie davor schützen.

Ich habe zuerst meine Familie vorgeschickt, dann ist mir selber die Flucht gelungen. Jetzt leben wir hier in einem kleinen Apartment. Die Russen haben uns unser Leben geraubt. Du lebst jetzt nur noch in der Hoffnung. Ich habe aber nicht viel Hoffnung. Mit meinen Kindern rede ich wenig darüber, dafür mit meiner Frau. Wir haben schon über das Schlimmste gesprochen. Was wir tun, wenn es in Saporischschja zu einer Kernschmelze kommt. Ich sage, ich will weiter in den Westen, aber meine Frau will noch nicht.“

Der Direktor und die Drohnen

Die Kommandeure der Luftabwehr-Einheit, die mit ihren Raketen das Atomkraftwerk schützen soll, stehen morgens vor dem Eingang der Hauptverwaltung. Direktor Polowytsch tritt heraus. Er hat ein Kamerateam des werkseigenen Fernsehsenders herbestellt. Feierlich überreicht er den Offizieren eine fabrikneue Flugdrohne. Die Belegschaft habe dafür gesammelt. Es werden Hände geschüttelt, dann fahren die Soldaten wieder davon. Wie sie das Gerät einsetzen werden, wollen sie nicht preisgeben. Dieser Krieg ist ein Krieg der Drohnen. Auch über dem Kraftwerk kreisen sie, ukrainische wie russische. Am nächsten Tag, so heißt es später, sei über der Stadt eine russische Drohne abgeschossen worden.

Die Sicherheitsbehörden erlauben uns nach fast einer Woche endlich, das Innerste des Kraftwerks zu betreten. Der Direktor will uns zeigen, wie die russischen Besatzer in Saporischschja den Betrieb gefährden. Über einen langen, verglasten Fußgängersteg geht er mit uns in Block 3, der mit den Reaktoren von Saporischschja baugleich ist. In der Mitte des Stegs nochmals ein Sicherheitsposten. Ein Röntgenscanner wie am Flughafen. Dahinter befindet sich die Turbinenhalle, ein gewaltiges Brausen ist zu hören.

Hier kommt alles zusammen: Das Wasser, das vom Reaktor im sogenannten ersten Kreislauf auf über 300 Grad erhitzt wird, gibt seine Wärme an das Wasser des zweiten



Die Ringergruppe des AKW-Sportpalasts beim morgendlichen Training

Kreislaufs ab, wo Wasser zu Dampf siedet. Von dort schießt der Dampf in die Maschinenhalle in großen Röhren unter großem Druck, um im Turbinengenerator zu Strom zu werden. Die Turbine sieht aus wie ein gigantischer Wal aus der Urzeit, 70 Meter lang, eine Abfolge aus Tausenden auf den Millimeter gearbeiteten Schaufelblättern, ein Wunderwerk.

„Hier“, brüllt der Direktor gegen das Brausen an, „haben sie in Saporischschja ihre Panzer abgestellt!“ Mitarbeiter von dort hatten es zuerst berichtet, dann filmte jemand die Panzer heimlich. Extrem gefährlich, brüllt Polowytsch, wenn an so einem Ort versehentlich Munition hochginge. Die Russen würden zudem auf immer ältere Munitionsbestände zurückgreifen, weil ihnen im Abnutzungskrieg die neueren allmählich ausgingen. Die Brandgefahr in Saporischschja sei hoch. Bei dem wenigen Personal, das die Russen ins Werk ließen – wer lösche dann das Feuer?

Als Polowytsch in den Kontrollraum eintritt, stehen seine Mitarbeiter für einen Moment stramm, ganz militärisch. Der Schichtleiter berichtet: keine besonderen Vorkommnisse. Doch ist es Block 3, der dem Direktor besondere Sorgen macht. Immer wieder gibt es kleinere Zwischenfälle. Im März hätte er für eine Generalüberholung heruntergefahren werden sollen, doch jetzt braucht das Land den Strom dringend.

Juschnoukrajinsk deckt zehn Prozent des gesamten ukrainischen Bedarfs ab. „Als wir die Überholung von Block 3 beginnen wollten“, sagt Polowytsch, „haben wir gesehen, dass die Hersteller vieler Ersatzteile nicht mehr existier-

ten.“ Schon mit den dieselbetriebenen Notpumpen, die bei Stromausfall den Reaktor kühlen sollen, habe es seit längerem Ersatzteilprobleme gegeben. Er habe eine Arbeitsgruppe gebildet, die nach Produzenten in Europa sucht. Ein heikles Unterfangen unter Zeitdruck. Es dauere normalerweise Jahre, bis das Produkt eines Herstellers die Anforderungen eines Atomkraftwerks erfülle. Es müsse geprüft werden, in der Theorie, in der Praxis. Es müsse gemessen werden, angepasst, wieder gemessen, immer wieder, über einen längeren Zeitraum. „Die Ersatzteile machen uns große Sorgen“, sagt Polowytsch.

Auf dem Weg aus dem Reaktor zurück in die Verwaltung beginnen wieder die Sirenen des Luftalarms zu heulen. An den Wänden der Gänge im Kraftwerk hängen alle paar Meter graue Megafone. Der Klang ist ohrenbetäubend. Ist das Geräusch draußen schon unangenehm, ist es hier entsetzlich.

Die Ingenieure und der Glaube an das Gute im Menschen

Zum Abschied sieht der Direktor noch einmal auf sein Handy, von dem er die aktuelle Leistung seines Kraftwerks ablesen kann. Zufrieden lächelt er dabei. „Block 1“, sagt er: „950 MW, Block 2: 980 MW, Block 3: 860 MW“.

Am Ausgang kommt uns Dmytro Schamis entgegen, der Vize-Leiter des Ausbildungszentrums. Eine gute Nachricht, sagt er: Der psychologische Betreuer von Saporischschja, der Kollege seiner Frau, sei von den Russen wieder freigelassen worden.



Einer der Reaktoren steht hinter den Bürogebäuden des AKW

Die schlechte Nachricht: Mitarbeiter in Saporischschja berichteten, dass sie nicht mehr zur Arbeit erscheinen dürfen. Es gibt in diesen Tagen Ende August Gerüchte, dass die Techniker aus Russland die Anlage verlassen hätten.

Was ist der Plan dahinter? Das fragen sich die Kraftwerker in Juschnoukrajinsk. Gibt es einen Plan? Erwägt die russische Generalität ernsthaft, einen Unfall zu provozieren? Wartet sie nur auf eine für sie günstige Wetterlage, Wind aus Nordost, der die radioaktive Wolke in den noch unbesetzten Teil der Ukraine treibt?

Stündlich aktualisiert ein Computerprogramm des ukrainischen AKW-Krisenzentrums seine Prognosen, wie sich die radioaktive Wolke von Saporischschja bei bestimmter Windrichtung, Geschwindigkeit, Luftfeuchtigkeit, verteilen würde.

Die Vorgänge in der Ukraine werden auch in Deutschland nervös beobachtet. Es werde nicht so schlimm kommen, sagt einer der führenden Experten für Reaktorsicherheit. Er möchte nicht mit Namen erwähnt werden. „Was kann im schlimmsten Fall passieren?“, er beugt sich in einem Biergarten in Hessen über die Reaktorpläne des WWER-1000. Fällt der Strom aus, spekuliert er, übernehmen die dieselbetriebenen Notpumpen. Fallen die aus, gebe es in Saporischschja die mobilen Dieselpumpen. Versagen auch die, weil etwa der Diesel ausgeht, gebe es zum Beispiel noch die Notflutung durch Wassertanks unter dem Reaktor. Wer aber löse die Flutung aus, fragen wir ihn, wenn im Kontrollraum niemand mehr kontrolliere? Er schweigt

eine Weile, sagt: „Daran habe ich jetzt nicht gedacht. Das ist mir noch nie in den Sinn gekommen.“

Wenn es zu einer Kernschmelze komme, das erklärt Andreas Berthold von der Gesellschaft für Reaktorsicherheit in Berlin, fließe der geschmolzene Kern auf den Betonboden, dann entstehe ein Wasserstoffgas-Sauerstoff-Gemisch, Knallgas, das die Hülle aufzureißen drohe. Deswegen gebe es Rekombinatoren, Filteranlagen, die Wasserstoff zurück zu Wasser verwandelten. So werde nur der Innenraum der Reaktorhülle radioaktiv verseucht. Wir stellen ihm die gleiche Frage: Was passiert, wenn niemand im Kontrollraum ist? 50 Stunden, schätzt Berthold, halte das System ohne „Schaltmaßnahmen“. Danach werde es kritisch.

„Das sind alles nur Berechnungen“, sagt er. „Das hat noch keiner im Experiment gezeigt.“ Bei einem Unfall, bei dem aus einem Reaktor Radioaktivität im großen Stil entweicht, haben andere Institute errechnet, wären weite Gebiete der Ukraine betroffen, der Osten Rumäniens, Bulgariens und Griechenlands. Bei Südwind auch der Norden der Türkei. Er und seine Kollegen sind optimistisch, dass die Folgen für Deutschland gering bleiben würden – sofern der GAU auf einen der sechs Reaktoren beschränkt bliebe und der Unfall in kurzer Zeit eingedämmt würde. Falls ein russischer Generalmajor aber einen Reaktor absichtlich sprengt, „dann kann er sehr großes Unheil anrichten“, sagt Berthold. Dann müssten auch die Warnungen für Deutschland neu berechnet werden.

Aus Juschnoukrajinsk meldet Direktor Polowytsch vor Redaktionsschluss am 9. September noch einmal, dass alle Blöcke zu seiner Zufriedenheit laufen. „Ich kann Ihnen mitteilen, dass das Kraftwerk seinen Auftrag in vollem Umfang erfüllt.“

Anfang September kommt es in Saporischschja mehrfach zu Notabschaltungen, weil die Verbindungen zum Stromnetz durch Beschuss und Brände unterbrochen wurden. Bisher haben die Notpumpen jedes Mal funktioniert. Es gibt Berichte, wonach erstmals eine große Anzahl von AKW-Mitarbeitern ihre Kündigung eingereicht hat und dabei sei, ihre Arbeitsplätze verlassen – bevor es zu spät ist.

Bislang wurde keine erhöhte Radioaktivität gemessen.

→ Wolfgang Bauer und ich waren die ersten Journalisten, die das südkrainische Atomkraftwerk zu Beginn des Krieges 2022 sehen durften. Wir verbrachten zwei Wochen in Juschnoukrajinsk, überwacht von Mitarbeitern der Stationsverwaltung und dem Sicherheitsdienst der Ukraine. Jeder Passant, der mich in der Stadt mit meiner Kamera sah, dachte ich sei ein Spion und rief die Polizei. Die Beamten fotografierten jedes Mal unsere Papiere und ich erklärte, dass Spione keine Kamera tragen, die jeder sehen kann. Das Misstrauen verflog erst, als eine Lokaljournalistin einen Artikel über uns schrieb. Die Stadt selbst ist wunderschön. Morgens und abends waren die Straßen voll von Radlern und Joggern. Die Bewohner besuchten den Strand und beobachteten den Sonnenuntergang über dem Fluss. Wäre nicht immer wieder das Heulen der Sirenen zu hören gewesen, hätte ich fast vergessen, dass Krieg herrscht.



Text: Wolfgang Bauer, 1970 in Hamburg geboren, ist Reporter in der Chefredaktion von „Die Zeit“ und Autor der Bücher „Über das Meer. Mit Syrern auf der Flucht nach Europa“ (2014), „Die geraubten Mädchen. Boko Haram und der Terror im Herzen Afrikas“ (2016) und „Bruchzone Krisenreportage“ (2018).



Fotos: Maxim Dondyuk, geboren 1983, ist ein ukrainischer Künstler, der Fotografie, Video und Text kombiniert. Seine Themen sind Erinnerung, Konflikte und deren Folgen. Zu seinen Auszeichnungen zählen: W. Eugene Smith Grant in Humanistic Photography, Lucie Award und Prix Pictet Photography.